

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 10 (1906-1907)
Heft: 8

Artikel: Pocahontas
Autor: Frey, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665333>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Mutterlied.

Wenn wir zwei beisammen sind,
 Ich und du, mein liebes Kind,
 Flieh'n des Schicksals Nachtgestalten
 In die Finsternis zurück,
 Weil wir unsere Hände halten
 Eines ob des andern Glück.

Wenn wir zwei beisammen sind,
 Und du kommst, geliebtes Kind,
 Dich in meinen Arm zu schmiegen,
 Der dich einst ins Leben trug,
 Fühl ich mich zum Kampf, zum Siegen,
 Für uns Beide stark genug.

Mutterliebe ist ein Schwert,
 Das dem grimmigsten Feinde wehrt;
 Diese Macht ist mir gegeben,
 Wenn wir zwei beisammen sind;
 Leben will ich, dir zu leben,
 Du mein vielgeliebtes Kind!

Clara Forrer, Zürich.

Pocahontas.

Von Ernst Frey.

Acht Meilen von der Stelle, wo der Big Horn River sich in den Yellowstone ergießt, wohnten der Indianer Marle und seine Schwester Pocahontas. Sie waren Angehörige eines Stammes, dessen letzte Nachkommen sich über das Land zerstreuten, in dieser oder jener von der Regierung angewiesenen Reservation leben, oder in der weißen Bevölkerung aufgegangen sind. Marle war ein ausgezeichnete Präparator schöner Tierfelle und arbeitete für eine Gesellschaft in Chicago, welche oft versuchte, ihn durch Vorschläge dorthin zu ziehen. Aber Marle lockte kein Geld zwischen Steinhaufen, wie er die Städte nannte, und Menschenmassen, deren Eindruck sich ihm als Ganzes schwer, ja schrecklich aufs Gemüt legte, wenn er einmal unter sie kam. Wie war es ihm so wohl im kleinen Häuschen am Flußrand, mit dem Blick hinauf und hinab in die eilenden Wellen und über unberührtes Land zu den vertrauten Wäldern hin. Diesen Blick konnte er nicht entbehren; die Urstimme seines Innern verlangte danach. Und die Ausdauer zur Arbeit gewährte ihm einzig das sichere Bewußtsein, daß ihm gegönnt sei, wöchentlich ein oder zwei Tage über die Gründe zu streifen, wie es einstens seine Ureltern getan.

Und was hätte erst seine Schwester Pocahontas in der Stadt tun sollen, sie, die ihre siebenzehn Jahre mit keiner andern Gespielin als der Natur zu-

gebracht hatte; sie, die im Herzen ganz ein Kind blieb, und als Höchstes die Liebe zum Bruder in sich trug, sein feines Gefühl und sinnendes Beobachten teilend. Der bloße Gedanke an die Stadt flößte Marle Angst ein.

Marle hatte keine Schule besucht, doch ein weißer Methodistenprediger hatte ihn mit drei andern Knaben aus dem Stamme der Crow Indianer, lesen, schreiben und christlich denken gelehrt. Die ersten zwei Künste hatte er sich schnell angeeignet, von letzterem aber wollte er lange nichts wissen, bis endlich der Lehrer auf das Zugeständnis verfiel, es seien der liebe Gott und der große Geist der Indianer dasselbe. Das freute Marle und er nahm den lieben Gott in sein Herz auf, alles Schöne von ihm und dem großen Geist in Eins vereinigend und es in Zukunft Gott den großen Geist nennend.

Später, als er schon erwachsen war, hatte sich im Häuschen Monhegana ein in Chicago Medizin studierender Verwandter mehrere Jahre hindurch über die Ferien einquartiert. Dieser war ihm, über seine Lernzier erfreut, ebenfalls zum Unterweiser geworden und ließ ihm in der Folge auch manches Buch. Noch mehr tat er für Pocahontas. Das anmutige Kind, welches die großen, ausdrucksvollen Augen in die seinen senkte und mit angehaltenem Atem lauschte, wenn er dem Bruder und ihr aus vergangenen Zeiten erzählte, hatte es ihm angetan. Sein reger Eifer, an der Erkenntnis des lieben Wesens arbeiten zu dürfen, ermattete nie. Und Pocahontas dankte ihm dafür mit einer Verehrung und Anhänglichkeit, die der für den Bruder empfundenen nahe kam und nur aus Scheu vor dem ernstesten Wesen und dem, nach ihren Begriffen, unendlich großen Wissen Monheganas mehr verborgen blieb.

Wenn das Mädchen nach getaner Arbeit, wovon ihr Marle den schwereren Teil immer abnahm, nicht in Begleitung Trolls, des treuen Hundes, durch die Wälder streifte und da und dort an ihren Lieblingsplätzchen einige Stunden verträumte, oder auf dem Rücken Arrows, des flugen, lustigen Pony weithin sich tragen ließ, dann saß sie im Garten unter einem Blätterdach verborgen und las. Unausprechliche Freuden bereiteten ihr Coopers Indianergeschichten, und als sie den ersten Band erhielt, sich hineinlebte, in eine der herrlichen Schilderungen des Waldpoeten, da vergaß sie alles um sich. Mit heimlichem Vergnügen ließ sie der Bruder gewähren, und er wurde nicht müde, das Gesichtchen zu beobachten, auf dem der Inhalt des Buches so lebendig zum Ausdruck kam.

Was sie aber stündlich und überall bei sich trug, das war ein Büchlein, ihr geschenkt von Monhegana, welches von dem guten Indianerfürsten Powhatan und seiner edlen Tochter, ihrer Namensschwester handelte. In diesen ergreifenden Teil der Geschichte Virginias war eine Innigkeit gelegt worden, die alle Saiten ihres Gemüths ergriff. Jene Pocahontas, welche vor dreihundert Jahren als das lieblichste und anmutigste Kind zum Segen ihres Volkes lebte, und dann fern von diesem in einem fremden Lande unter Weißen gestorben war,

schien wieder erstehen zu wollen in dem Mädchen im stillen Häuschen am Big Horn River.

2.

An einem klaren, sonnigen Dezembertage war Pocahontas in die Winterlandschaft hinausgeritten. Kaum drückten die Hufe des Kößleins Spuren in den hartgefrorenen Schnee, munter wieherte es einmal über das andere und gab dadurch die Lust kund, welche in ihm die schöne Bahn und der helle Tag, die mutige Lust und das freudige Zurufen seiner Herrin verursachten. Die in naiver Lebensfreude leuchtenden Augen aus dem feinen Gesichtchen Pocahontas, ihre schlanke zarte Gestalt, gefleidet in Pelzwerk, verarbeitet vom liebenden Bruder, das ebenfalls von ihm gefertigte zierliche Barettchen auf dem vollen Haar, die warmbeschuheten, niedlichen Füßchen — das kleine, aber kraftvolle Tier mit seinem glänzenden Fell, dem kokett gehobenen Kopf und dem graziösen Tritt — alles war ein Bild, herzwinnend, voll seltener, natürlicher Schönheit. Das schien selbst die Sonne zu würdigen; denn sie überfloß Reiterin und Pferd mit ihrem Licht, als ob es sonst nichts auf der Welt gäbe, das ihr lieber sein könnte.

Bald waren die Beiden am Yellowstone angelangt und lenkten, wie so oft, an der Seite des Stromes hinab in das sich weitende Tal. Über eine Stunde hatten sie diese Richtung bereits verfolgt, und weil Arrow immer noch lustig vorwärts strebte, entschloß sich das Mädchen, ihm seinen Willen zu lassen. Würde dabei der Ausflug sich ausdehnen, geschah es ganz im Einklang mit ihrem Verlangen, sich einmal weit, weit tragen zu lassen, nach einem Ort, den sie noch nicht kannte, mochte es droben sein auf jenen hohen, waldigen Bergen, oder drunten in der endlosen Ebene.

In ihren Gedanken hatte sie nicht bemerkt, daß sie von drei Reitern verfolgt wurde, und erst als Arrow, die Ohren spitzend, zu wiehern begann, schaute sie um sich. Die von rechts sich Nähernden besaßen Uniformen und kamen wahrscheinlich aus Fort Tullock. Auf ihren Streifzügen war sie schon einige Male auf Soldaten gestoßen, hatte aber, auf Anraten ihres Bruders, immer versucht, ihnen aus dem Wege zu gehen. Auch jetzt wollte sie es tun, und sagte daher zum Kleinen: „Schnell, schnell mein Freund, vorwärts, zeig' deine Leichtigkeit.“ Arrow verstand sie gut; ihm gefielen übrigens seine großen Verwandten, die da herantrabten, auch nicht recht und er wollte mit ihnen nichts zu schaffen haben.

Aber die Reiter hielten Richtung auf sie. „Holla, kleine Miß, sei so gut und laß dich grüßen von uns,“ rief der eine Reiter.

Pocahontas streichelte des Kleinen Mähne, neigte sich vor und bat: „Schnell, schnell mein Guter!“ Arrow machte seinem Namen Ehre; er flog über den Schnee, daß diesen seine Hufe kaum mehr zu berühren schienen. Die Drei hinter ihr schickten sich zu einer Jagd an; die Pferde erhielten Peitsche und Sporen, und sie mühten sich redlich, dem kleinen Kameraden den Rang

abzulaufen. Doch das wurde ihnen schwer gemacht, und staunend sahen die Reiter die Gewandtheit der Verfolgten. Da galt es Ernst, wenn sie die erreichen wollten. „Vorwärts!“ erschallte es aus aller drei Munde gleichzeitig. Langsam, ganz langsam gewannen sie Vorsprung.

Das Mädchen gewährte zurückblickend ihr Nahen. Was wollten diese Männer von ihr? Noch nie war sie verfolgt worden. Es sind rohe Leute unter ihnen, hatte der Bruder gesagt. Aber würde man ihr denn etwas zu Leide tun? Waren doch die Zeiten der Indianerausrottung vorüber; sie standen jetzt, wie alle im Lande, unter dem Schutze der Regierung. Ja, sie wollte anhalten, ihren schweißdampfenden und ermüdenden Freund nicht länger überanstrengen. Sie zügelte, machte Kehrt und sah den heransprengenden Reitern entgegen.

„Damn . . . little Miss,“ rief der Vorderste, „Sie haben eine ausgezeichnete Art, ihren Nebenmenschen das Vorstellen umständlich zu machen.“

Die großen, banger Augen Pocahontas richteten sich auf den Sprecher, einen hübschen, jüngeren Mann. „Sir,“ sagte sie, „ich möchte keine Vorstellung, bitte, lassen Sie mich meiner Wege ziehen.“

Die beiden zuletzt Angekommenen, als sie das angstvolle und doch so anmutige Gesichtchen sahen, begannen sich ihres Tuns plötzlich zu schämen. Sie wollten sich eben entschuldigen und dann abziehen, da kam ihnen ihr Kamerad mit seinen eigenen Absichten zuvor. Er sah nur den großen Reiz des Mädchens, und daß sie eine Indianerin war, die als solche denn doch nicht den Anspruch, gleich einer Dame behandelt zu werden, machen konnte und ihn gewiß auch nicht erhob. Nach den Zügeln des Ponys greifend, sagte er: „Dear Miss, Sie haben uns mit ihrem Davonjagen herausgefordert. Wenn Sie jetzt Scheu geltend machen wollen, muß ich denn doch meine Überzeugung aussprechen, es sei Ihr Mutwille ebenso groß gewesen. Zur Strafe für diesen werden Sie den Lohn eines Kusses nicht zu hoch finden.“

Damit näherte sich ihr der Mann ganz, und jetzt erst verstand sie ihn. Die Hände vorgestreckt, wehrte sie ab. „Nur mein Bruder küßt mich,“ rief sie, die Augen voll Tränen.

Nun traten gleichzeitig die zwei andern Männer vor, um ihrem Kameraden zu wehren. Da schlang er schnell den Arm um des Mädchens Gestalt und zog sie an sich. In demselben Moment, auf den Klageruf seiner Herrin, wandte Arrow seinen Kopf, schnappte und biß den Angreifer in den Arm. Mit einem Schmerzensruf ließ dieser nach und zugleich hatten ihn seine Kameraden gefaßt.

„Fort, fort mein Freund,“ rief Pocahontas und der Kleine floh auf dem Rückwege dahin.

Der Enttäuschte und durch den Biß Erzürnte wollte die Verfolgung von neuem aufnehmen; aber die beiden andern hielten ihn fest, und der ältere sagte ernst: „Laßt's Euch genügen, Jefferson — Ihr bleibt hier.“

„Und ich sag', Hände weg! Captain; 's ist nicht an der Zeit, da Ihr befehlt,“ sprach entschlossen der Zurückgehaltene.

„Ihr bleibt immerhin und sei's gegen Eueren Willen,“ versetzte ruhig der Captain.

Die Aufregung des Mannes wuchs, wozu der Schmerz im Arme ersichtlich beitrug. Einige gewaltsame Versuche, loszukommen, mißlangen, bis auf ein unwillkürliches, heftigen Zucken von ihm, sein Kamerad rechterseits, in der Befürchtung, er habe die Wunde gepreßt, den Arm freiließ. Dieses benutzend, riß er sich in wilder Bewegung aus den Händen des Captain, der dabei auf den Schnee geworfen wurde, und saß augenblicklich im Sattel.

Wohl hatte nun Pocahontas einen beträchtlichen Vorsprung, und Arrow lief, als ob er wüßte, was hinter ihm vorging und welchen Dienst er seiner Herrin mit der größtmöglichen Schnelligkeit leisten könne; doch der Wille eines Mannes und das Müßsen eines Pferdes, welches Eins war, hieß die Verfolgung.

Als nach einer Stunde der Schaum in Arrows Müstern kam, er seinen Atem keuchte, begann das Mädchen aus Mitleid zu weinen, und seine Hände griffen in die Zügel, um den Lauf des armen Freundes zu hemmen. Nur noch eine halbe Meile entfernt, sah sie den Verfolger heranstürmen.

Sie war bis zum Big Horn River zurückgelangt. Suchend schweiften ihre Blicke nach einer Zuflucht umher. Dort dehnte sich die Brücke der Northern Pacific Eisenbahn über den Fluß. Käme sie hinüber, wäre sie gerettet. Zu Pferde würde ihr gewiß keiner folgen können. Die Brücke war, wie die meisten im Lande, ganz aus Holz gebaut. Über die Schwellen, zwischen dem Geleise, lag nur ein Band leichter Bretter. Sie wollte Arrow hinführen und es seinem Instinkt überlassen, ob der Übergang gewagt werden könne.

Als Pocahontas gegen die Brücke lenkte, dann abstieg, den Kleinen am Zügel nahm und vorwärts schritt, konnte Jefferson zuerst nicht begreifen, was sie vorhatte. Als sie aber die Schwellen betrat, den tastenden Pony hinter sich, da verging ihm mit einem Schlage sein Vorhaben und es stieg eine heiße Angst in ihm empor. War es doch für einen Menschen, der nicht schwindelfrei war, im Sommer gefährlich, dort hinüber zu schreiten, und jetzt waren die Bretter voll Schnee und Eis, — jetzt, jetzt wollte dieses Mädchen es wagen, dazu mit einem Tier, dessen Hufe nirgends sicheren Halt finden konnten. Und . . . „By Jesus!“ schrie der Mann, von einem andern Gedanken erfaßt, seine Zähne begannen zusammenzuklappern und er blickte angstvoll vor- und rückwärts. Dort hinten folgten seine Kameraden; er winkte ihnen mit heftigen Geberden; dann riß er die Uhr heraus. Jeden Augenblick mußte der Expres, von Portland kommend, passieren. Sollte er ein Mädchen in den Tod gejagt haben! ein liebliches Wesen, das seit bald zwei Stunden durch sein ihm nun plötzlich unsagbar roh erscheinendes Tun, gehezt und gequält, zur Verzweiflung gebracht war!

Ein klagendes Wiehern erscholl von der Brücke her, als Jefferson eben

vom Pferde springend, den Damm hinaufzulaufen begann. Droben angekommen, hastete er vorwärts und erreichte bald die Beiden. Arrow lag mit dem Leib auf den Schwellen, zwischen diesen hinunter schwebten seine Beine in der Luft; vergebens versuchte Pocahontas, ihn aus dieser Lage zu befreien.

Jetzt war das Rollen des Zuges zu hören; in ein, zwei Minuten mußte er hier sein. „Zu spät für das Tier,“ rief Jefferson. Er wollte ihr die Hand reichen, um sie auf einer der Schwellen entlang zum Gerüst zu ziehen, wo sie sich festklammern und gegen den Luftdruck des Zuges Stand halten konnten.

Aber Pocahontas streckte ihre Hand nicht aus. „Man wird meinen armen Freund überfahren, wenn ich ihn allein lasse, — gewiß hält der Zug, wenn ich hier im Wege bleibe,“ sagte sie.

Des Mannes Stimme wurde heiser, als er die Worte hervorstieß: „Kind, man wird dich kaum sehen, oder erst dann, wenn's nichts mehr hilft — denk an die gräßliche Schnelligkeit des Zuges . . . komm! komm!“

Doch das Mädchen wehrte seine Hände ab. Der Zug nahte. Glockenflänge, von der die Maschine umbrausenden Luft langgezogen, ertönten warnend, markererschütternd an hange Herzen. Dort auf dem Damme, am Ende der Brücke, hielten die zwei Reiter zu Pferde, auf den Spitzen ihrer Säbel die Mäntel wehend, während Jefferson noch einmal mit Gewalt versuchte, Pocahontas ans Gerüst zu ziehen. Vergeblich. Das Mädchen hatte sich hingelegt und den Hals des Pony umklammert. Da stand er dann aufrecht, mitten im Geleise.

Das Läuten verklang. Führer und Heizer hatten sich mit einem von demselben Gedanken sprechenden Blick angesehen. Ein Ruck, ein Erzittern und Donnern: der Zug war auf die Brücke gefahren. Eine Sekunde später, und die Räder der Maschine standen. Von der furchtbaren Gewalt des Laufes wurde der Koloss dröhnend und auf dem Geleise springend weiter geschoben; die Brücke frachte und wankte, dem drohenden Einsturz nahe, Schwellen splitterten und die Schienen bogen sich.

Hart vor dem Hindernis war der Zug zum Halten gekommen. Die Spitze des Cow catchers*) berührte die vorgehaltenen Hände Pocahontas und die Brust des Pony.

Mit Hülfe der zwei Offiziere und des herabgekletterten Führers wurde das bebende Tier emporgehoben, indessen der beobachtende Heizer auf den Ruf Pocahontas gerade noch recht kam, den ans Gerüst getretenen und plötzlich schwankenden Jefferson vom Falle in die Tiefe zu bewahren. Die große Gemütsbewegung und der wieder fühlbar werdende, blutende Biß am Arm, hatten in ihm eine Ohnmacht verursacht, von der er sich aber mit seiner Willenskraft alsbald erholte. Er gab seinen Namen und das Fort an, wo er stationiert war; sonst wurde zwischen den Männern kein Wort gesprochen.

*) Eine an der Maschine angebrachte Vorrichtung, welche ihr in den Weg kommende Tiere und Gegenstände auffängt und zur Seite schleudert, daher Cow catcher (Ruhfänger) genannt.

Vorsichtig und langsam versuchten dann die drei Kameraden, das Mädchen und Arrow den Rückweg. Die zwei Maschinisten rapportierten dem Zugmeister, der bemüht gewesen war, die fragenden, schreienden und gestikulierenden Passagiere zu beruhigen, untersuchten darauf mit ihm die Brücke, das Geleise und die Lokomotive, ehe sie die Fahrt fortsetzten.

Als der Zug den Damm erreichte, standen da die Geretteten und ihre Begleiter. Die Offiziere salutierten, Pocahonta hob mit rührender Geberde ihre Hände gegen den Führer und Heizer empor, drückte dann die Linke ans Herz und umschlang mit der Rechten den Hals des Kleinen. Der beiden Männer Blicke waren im Vorbeifahren auf sie gebannt; sie hatten den Dank verstanden und winkten ihr zu.

Die Zurückbleibenden wollten das Mädchen auf ihrem Wege begleiten, sie aber bat eindringlich, allein gehen zu dürfen. An die Seite Jeffersons tretend, gab sie ihm die Hand zum Abschied, und darauf seinen Kameraden. Dann nahm sie die Zügel des Ponys und schritt mit ihm den Big Horn River aufwärts dahin.

Einige Tage später erschien Jefferson im Häuschen der Geschwister. Marle kam dem Manne entgegen und ließ ihn durch sein liebenswürdiges und feines Benehmen wissen, daß man über jenen Vorfall nicht sprechen wolle.

Er erzählte dann dem nach Pocahontas Fragenden von Monhegana, seinem Stammesbruder, der gestern auf Besuch gekommen war und nun mit der Schwester einen Ausflug in die Gegend machte. „Monhegana“, fuhr er fort, „ist Arzt und kürzlich von der Regierung in die Reservation der Crow Indianer als Mediziner gewählt worden. Er kam, um seine einstige Schülerin zu fragen, ob sie ihm, als seine Frau, dorthin folgen wolle. Pocahontas ist so glücklich! Sie hat meinen Freund immer heimlich geliebt, mehr als sie sich bis gestern bewußt war, und hat aufgesehen zu ihm — was sie auch als seine Gefährtin tun wird. Ihr sollt Monhegana kennen lernen, den ernstesten, stillen und Menschen liebenden Mann, der durch sein Wesen allein schon zu heilen vermag.“

„Da werdet ihr in diesem Häuschen bald ganz einsam sein?“ frug Jefferson.

„Ja,“ antwortete Marle, „in wenigen Wochen schon; aber 's ist nicht weit zu den Crows — wir wollen uns oft sehen, meine Schwester und ich ... doch da kommen sie zurück.“

Herein trat Pocahontas, gefolgt von einem schlank gewachsenen Mann mit großen, leuchtenden Augen und jenem melancholischen und doch so ansprechenden Zug um den Mund, wie er Menschen eigen ist, deren Herz im selbsterlebten Leid weit geöffnet wurde für das Weh der andern.

Das Mädchen gab Jefferson die Hand zum Gruß; sie sah ihn an, so gut und lieb, daß in ihm das Gefühl überwallte. „Sie sind glücklich,“ sagte er; „und das ist's, was ich von ganzem Herzen wünsche. Ihr Bruder hat mir

erzählt von Monhegana, und wie ich nun sehe, kann ich fühlen, was er ihnen ist und sein wird.“ Jefferson atmete tief; innig blickte er in das zu ihm emporsehauende, selig lächelnde Gesichtchen und fuhr fort: „Vor dreihundert Jahren verband sich ein englischer Offizier, Rolfe, mit einem anmutigen und edlen Wesen, wie Sie Pocahontas geheißen, zur Ehe. Ich erinnerte mich daran, bevor ich von Ihrem Bruder erfuhr, daß Sie eine Namensschwester der Tochter Pocahontas sind; denn ich hatte Sie bereits mit dem lieblichen Bilde, das uns ein Bewunderer jener hinterließ, verglichen — und mich an Rolfes Stelle geträumt! Es war mein Traum, der seinen Anfang nach unserem Abschied bei der Brücke nahm und heute nun sein Ende findet. — Würden Sie, mein liebes, teures Kind, in Ihrem Glücke mir ein einziges Mal gewähren, was sonst nur der Bruder fordern durfte und in Zukunft Monhegana . . .“

Sie legte dem großen Manne die Hände auf die Schultern und zog ihn zu sich herunter.

Hab' Sonne . . .

Hab Sonne im Herzen,
Ob's stürmt oder schneit,
Ob der Himmel voll Wolken,
Die Erde voll Streit!
Hab Sonne im Herzen,
Dann komme was mag!
Das leuchtet voll Licht dir
Den dunkelsten Tag!



Hab' ein Lied auf den Lippen,
Mit fröhlichem Klang,
Und macht auch des Alltags
Gedränge dich bang!
Hab ein Lied auf den Lippen,
Dann komme was mag!
Das hilft dir verwinden
Den einsamsten Tag!

Hab ein Wort auch für andre
In Sorg' und in Pein
Und sag, was dich selber
So frohgemut läßt sein:
Hab ein Lied auf den Lippen,
Verlier nie den Mut,
Hab Sonne im Herzen,
Und alles wird gut!

Caesar Fleischlen.

Bildung.

(Schluß.)

Die Einsamkeit entfernt den Zwang aufdringlicher und lästiger Forderungen des Augenblicks und läßt umfassenderen und menschlichen Beziehungen Raum. Der Heilige und der Dichter suchen ungestörte Einsamkeit um der allgemeinsten öffentlichsten Ziele willen, und es ist das Geheimnis der Bildung, daß sie den Menschen mehr an dem interessiert macht, was in seinem Wesen eins mit allem andern ist, als an seiner Einzeleristenz. Es handelt sich z. B.